

Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun.

Es ist besser das geringste Ding von der Welt zu tun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.

Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Weiß denn der Sperling, wie's dem Storch zu Mute sei?

Denkt nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von andern empfangen.

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verzehren.

Joseph Vorst.

Fränkischer Frühling

Von M. Gebhardt

Frühling überzont das Maintal.

Weiße Nachmittagswölkchen schweben in der Luft. Leicht und hauchzart breiten sie sich in der Himmelsbläue aus wie weißer Blütenduft. Sie werfen keine Schatten, nur mit ein paar leisen Farben tönen sie die Helligkeit der müden Stunde etwas ab.

Eine Lerche trillert in den Lüften. In die Sonnenluft trägt sie den Jubel der Erde aus der Ackerfurche empor, wo sie mit ihrem Weibchen ein Nest gebaut hat. Wie mag sich vor ihr in der Höhe die Landschaft ausbreiten? Wohl so ähnlich wie an einer sanften Hügellehne, die sich aus Wiesengründen langsam hebt. Grüne Saatfelder mischen sich mit braunen Kartoffeläckern und hellgelb lodernden Rapspflanzungen. Wie geometrische Figuren sind diese gelben, grünen und braunen Farbentafeln in die Landschaft gezeichnet: wechselnde Flächenformen von mannigfacher Größe, ansteigend und niedersließend über leichtgewölbten Hügelrücken. Diese bunte Formensülle, aus der die Sorgfalt und Pflege fleißiger Bauernhände in schön gefämmten Ackerfurchen spricht, hat das Malerauge eines Schiestl immer wieder entzückt. Um ein Marterl, eine Linde mit einem

Botivbild, eine kleine Feldkapelle schiebt er die buntfarbigen Rechtecke, Quadrate und schiefwinkligen Flächen ineinander und breitet darüber eine merkwürdig fahle, durchsichtige Helligkeit und ins Gelbe drängende Farbigkeit, wie sie nur der fränkischen Ackerlandschaft eigen ist. Man wandere einmal an einem Maientag in sie hinaus, und genieße ihre Herrlichkeiten! Die glattgestrichenen Beete der Ackerfelder schwingen sich elastisch an uns vorüber, wie dichte Gräserwiesen flattern die Saatfelder in unzähligen schmalen, grünen Fähnlein und heftiges Gelb posaunt aus der kräftigen grünen Wachstumsflut der Rapsfelder.

Je näher die Landschaft an die Städte und Dörfer grenzt, desto stärker drängt sich ihre Fruchtbarkeit auf engem Raum zusammen und lösen sich ihre geometrischen Flächen in kleineren Formen auf. Die Mannigfaltigkeit der Gartenlandschaft nimmt ihren Anfang. Der Boden wird dunkler und stroht von schwarzer Fruchtbarkeit. Jedes Beet wird zum Acker und trägt eine andere Frucht, ein anderes Gemüse. Frauen mit weißen, haubenartigen Kopftüchern knien zwischen den Beeten und pflanzen Kohlraben und Salat, häufen und bündeln Radieschen und stecken Rettiche. Mit aufgestülpten Hemdärmeln und nackten Füßen in den Schuhen gehen die Männer umher, schöpfen mit ihren Gießkannen aus rundem Betonbottig das von der Sonne vorgewärmte Wasser und versprengen es sorgfältig über den Beeten; sie gießen die jungen Pflänzchen an. Noch steht das Wachstum im Garten vielfach erst in seinen Anfängen. Aber aus den geöffneten Glasbeeten und Gewächshäusern wuchert es in grüner Fülle dick und buschig der Sonne entgegen. Die Luft darüber zittert und scheint vor Fruchtbarkeit zu bebben unter der segnenden Sonnenflut, während nebenan aus den abgedekten Glasfenstern lange, grelle Sonnenblüte schießen. Das ist kaltes, totes Licht, abgestandener Widerschein der Frühlingssonne. Wieviel Kraft und Lockung, Lebensdrang und Liebeseligkeit der segnenden Kraft des Himmels inne wohnen, das verkündet die überschäumende Blütenpracht der Obstbäume.

Anders ist es in den Weinbergen. Noch liegen sie da in braunem Troß. Noch konnte die Sonne sie nicht erwecken. Sie sind Spätinge und bedürfen doppelter Liebe wie alle Spätinge. Sieh dort den Weinberg am Hügel! Wie ein Herbstfeld mit mächtigen Stoppeln zieht er sich hin. Unfruchtbar erscheint er dem unwissenden Auge, weil ihn das grüne Leben noch nicht ergriffen hat. Aber er wartet nur auf stärkere Glut, die ihn erwecken soll. Darum ist keine Zeit zu verlieren um ihn in Bereitschaft zu setzen. Eines Tages wird sich auch um den grauesten Stab eine grüne Rebe ranken und der Fruchtzaft wird in ihr steigen. Die Arbeit, die jetzt in den Weinbergen geleistet werden muß, wird sich später lohnen. Sie ist schwer und wenig geliebt. Wenn der Boden gelockert und zubereitet ist, dann werden die Stäbe für die Reben in regellosen Haufen hingeschüttet. In trübem Widerschein glänzt die Sonne matt auf ihnen, die graue Farbe saugt ihren Glanz fast völlig in sich hinein. Dann werden sie über die ganze Fläche verteilt, hingesät wie riesige Madeln und dann beginnt der anstrengendste Teil der Arbeit, das Einschlagen. Man schließe einmal die Augen um den Schall der Hammerschläge mit der Seele zu erfassen und zu deuten! Da ist nichts von dem singenden Wohklang, den man am Abend aus einer Schmiede hören kann. Kurz, hart und tonlos knallen diese Hammerschläge durch die weiche Stille des Spätnachmittags. Hart

und poesielos ist die Arbeit, die geleistet werden muß. Rasch, allzu rasch, fast überhastet folgt ein Hammerschlag dem andern. Es ist eine ungewohnte Tätigkeit, das fühlt man an der Beschaffenheit, an Klang und Rhythmus des Schalles. Hart und spröde sind die Gelenke, die den Hammer führen. Die Zahl der Schläge ist bemessen, ja gezählt. Keiner ist zu viel, darum muß auch jeder volle Wirkung tun. Darum gibt es auch keine Variationen, kein An- und Abschwellen im Schall. Es sind unmelodische Strophen einer ungeliebten Tätigkeit, die sich in das weiche Blühen und Singen des Frühlings nicht einfügen wollen. Es sind harte Tafelschläge, in eine allzu selige Zeit gebannt. Und dennoch tören sie nicht. Ein Hauch von der edelsten aller Früchte, womit die Natur eine der härtesten Mühen lohnt, ist schon um sie. Den vollen Lohn wird erst die reife Traube bringen, wenn sie alle Frühlingskräfte der Erde zum edelsten Verjüngungstrank gesammelt hat.

Hölderlin in Würzburg

Eine Skizze von Friedrich Schelling, Würzburg

(Nach einer familiengeschichtlichen Überlieferung)

Es war in den Junitagen des Jahres 1804 nachmittags. Wichtig fielen die Sonnenstrahlen auf die alte Bischofsstadt am Main, deren Straßen und Plätze sich dem Fremden fast ganz entvölkert zeigten.

Vor dem alten, reichverzierten Torbogen der Universität in der Schulgasse hielt eine kräftig gebaute Chaise, ausgiebig mit Staub bedeckt, ein Zeichen, daß sie schon eine längere Reise hinter sich hatte.

Ihr entstieg ein junger Mann in den dreißiger Jahren mit herabwallendem hellblonden Haupthaar und schwärmerischen blauen Augen, im Blick unbedingt etwas Melancholisches.

Es war Friedrich Hölderlin, der Dichter, der von seiner schwäbischen Heimat kam, um auf der Durchreise in Würzburg seinen Jugendfreund, den Professor der Philosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, zu besuchen. Jener Hölderlein, der Schauer und Verkünder der urewigen Schönheit der griechischen Kunst, gleich Achill der frischstrebende Jüngling, der der Nachwelt ideale Richtungen wies wie nur ganz wenige vor ihm.

Der junge Schwabe durchschritt gemächlich den rebengeschmückten Universitätshof und ging die etwas abgetretenen Stufen zur Schellingschen Wohnung an der Schönthalgasse hinauf. Er läutete — fast bellommnen Herzens. Der „dienstbare Geist“ erschien und ließ ihn in das vornehm ausgestattete „Gute Zimmer“ eintreten.

Nach wenigen Minuten kam schon der jugendliche Herr Professor, eine mittelgroße, gedrungene Gestalt mit markantem Kopf und durchgeistigtem Antlitz; die thypische Figur eines genialen „Himmelstürmers“, der sich forsch in die Tiefe des Welt- und Menschengeistes versenkt.

Herzlich begrüßte Schelling seinen schwäbischen Landsmann Hölderlin, den Kommilitonen vom „Tübinger Stift“. „Deinem Aussehen nach scheint sich, lieber Hölderlin, deine Gesundheit gebessert zu haben“, sprach erfreut der Gelehrte.

„Mein Gemütszustand ist gegenwärtig zufriedenstellend“, entgegnete der Freund.